

Rezension zu: Ursula Bredel, Erzählen im Umbruch. Studie zur narrativen Verarbeitung der "Wende" 1989. Tübingen: Stauffenburg 1999.

und zu

Norbert Dittmar und Ursula Bredel, Die Sprachmauer. Die Verarbeitung der Wende und ihrer Folgen in Gesprächen mit Ost- und WestberlinerInnen. Berlin: Weidler Buchverlag 1999.

Johannes Schwitalla

I.

Aus den frei zugänglichen narrativen Interviews zur Wende¹ hat Ursula Bredel narrative Texte analysiert mit dem Ziel zu beschreiben, ob und wie Ostberliner SprecherInnen ihre damaligen Erlebnisse in eine narrative Textform bringen (können). Das Erzählmateriale, das Bredel vorführt, ist in der Tat erstaunlich. Es sind Ausschnitte aus narrativen Interviews, die sich auf die Nacht des 9. November 1989 und die Folgen für das eigene Leben beziehen. Um einen Eindruck von den unterschiedlichen Textformen und Themen zu geben, ist es sinnvoll, die analysierten Texte kurz vorzustellen: INA berichtet von einem *heulkrampf*, den sie bekommen habe, als ihr in dieser Nacht vorgeschlagen wurde, nach Westberlin zu fahren (S.51). RUTH berichtet, wie sie bei der Nachricht von den offenen Grenzen Angst bekommen habe, und versucht dies zu erklären (S.54-56). ALLA erzählt, wie sie sich endlich entschloss, das Begrüßungsgeld, das es für DDR-Bürger gab, abzuholen und wie das geschah (S.87). DIRK berichtet und reflektiert über seine Situation als 33-jähriger, arbeitsloser Musiker (S.94f.). RUTH berichtet in einem weiteren Ausschnitt von zwei Szenen in Westberlin: im ersten Fall war ihr Sohn sehr erstaunt über die Autos (*matchies*), die es dort gab; im zweiten Fall berichtet sie von ihren Gefühlen und Überlegungen, als sie zum ersten Mal vor einer Westberliner Drogerie stand (S.109f.). DOLLY berichtet ebenfalls von ihrer Verwirrung in der Nacht des 9. Novembers ("wie so-n alptraum; man kam sich vor wie + off-n 'mond! + man/ man wußte übahaupt nich wo man war"; S.116) und versucht, ihre disparaten Gefühle zu erklären. KIRA erzählt, wie sie nach der Öffnung der Mauer mit ihren kleinen Kindern ihre Tante in Westberlin besucht hat und auf dem Weg dorthin immer wieder Schwierigkeiten selbstbewusst überwand (S.134-138). ANNA berichtet, wie sie die Neuigkeit vom Fall der Mauer gar nicht richtig wahrgenommen habe, weil sie krank war und schlief, und wie sie dann am nächsten Tag, immer noch krank, ihr Kind aus dem Kindergarten abholen musste, weil ihr Mann einen Besuch in Westberlin machte (S.143-145). STEFAN, ehemaliger Stasimitarbeiter, berichtet widerstrebend, dass er zwar die Neuigkeiten am Fernseher "wahrgenommen" habe, sich aber entschloss, "erstmal ja nächsten tag dann zur arbeit" zu gehen (S. 154). GINA spricht über Unterschiede zwischen West- und Ostberlinern und versucht den Unterschied daran klar zu machen, wie man hier und dort mit (auf dem Boden?) liegenden Papier umgeht (S.159) - der Vergleich fällt sehr kurz aus, dem Hörer und Leser fehlen wichtige Interpretationshinweise. Dies alles sind Textbeispiele von OstberlinerInnen. Nur

¹ Über das Internet: <http://userpage.fu-berlin.de/~nordit/index.html>.

das allererste Beispiel, eine Belegerzählung, stammt von einer Westberlinerin (MANUELA, S.50).

Bredel will an diesen Texten zeigen, wie das Grundmuster der Alltagserzählung für die aufregenden Ereignisse des 9. Novembers zerbricht. INA bearbeitet zweimal ihren plötzlichen Weinausbruch (einmal durch szeneninterne Detaillierung, einmal durch nachträgliche Erläuterung). RUTH I und DOLLY orientieren sich zwar an einzelnen zeitlichen Stationen des Fernsehabends, aber wichtiger sind Erklärungen und Erläuterungen ihrer psychischen Reaktionen. ANNA unterlegt dem Bericht von der Nacht und vom Folgetag das vertraute Erlebniswissen des Krankseins, welches das politische Geschehen relativiert; das eigentliche "reportable" ist also nicht der Fall der Mauer, sondern das Skandalon, dass ihr Mann einen Besuch in Westberlin machte und sie in krankem Zustand ihr Kind vom Kindergarten abholen ließ. STEFAN, der ehemalige Stasimitarbeiter, lässt sich nur ein paar Sätze entlocken, in denen noch Formen der Institutionssprache vorkommen ("das: wahrgenommen und anschließend + ins Bett gegangen"). GINAs Beispiel des herumliegenden Papiers steht für fragmentierte Erlebnispartikel, für die weder eine verständnissichernde Orientierung geschaffen noch eine Detaillierung des Handlungszusammenhangs und eine Fokussierung des entscheidenden Unterschiedes gegeben wird. Die einzige, die keine Opfergeschichte erzählt, ist KIRA; ihr gelingt es, sich als aktiv Handelnde darzustellen, die auf dem Weg zur Tante mit allen Westberliner Widrigkeiten fertig wird und dabei auch noch das Stereotyp vom besser informierten Wessi umkehrt.

Aber sind die analysierten Texte "ausschließlich Erzählungen im engeren Sinne" (S.114)? Dazu bräuchte man eine Definition, die wesentliche Eigenschaften des Handlungstyps Erzählen benennt. Bredel verweist zwar im zweiten, theoretischen Teil ihrer Dissertation (S.42f.) auf das Strukturmuster von Labov/Waletzky (1967), auf die Relevanz des "Planbruchs" bei Quasthoff (1980), und auf die Funktions- und Strukturbeschreibungen bei Ehlich (1983) und Rehbein (in mehreren Arbeiten, zum Beispiel 1984). Sie gibt aber keine Definition eines Prototyps von 'Alltagserzählung', sondern umschreibt ihren eigenen Ansatz mit "sprachliche[n] Teilhandlungen des Erzählens" (S.63) und meint damit narrative, evaluative, erläuternde und diskurssteuernde Teilhandlungen. Bezogen auf ihre Texte ist der "Planbruch" zwar mit der plötzlichen Öffnung der Mauer vorgegeben. Aber die Elizitierung der sprachlichen Daten führt doch zu ganz anderen Darstellungsformen als solchen, die eine Alltagserzählung ausmachen. Es sind, nach Rehbein (1984), eher narrative Formen des Berichtens als des Erzählens. So ist die erste Erzählung von RUTH ein Bericht von der innerlichen Verarbeitung der Nachricht; die Texte von DIRK und GINA sind nicht einmal Berichte, sondern Reflexionen mit kleinen narrativen Elementen; nur KIRAs Erzählung könnte auch im Alltag so vorkommen.

Eine der zentralen Thesen Bredels ist, dass mit den Text- und Kognitionsmustern des Erzählens eine Ordnungsstruktur vorgegeben ist, mit der die Ostdeutschen ihre Erfahrungen der Wende nicht so ohne weiteres bewältigen können. Die erste begriffliche Unterscheidung, die sie hierzu einführt, ist die zwischen 'exemplifizierendem' und 'explorierendem' Erzählen, prototypisch dargestellt an den Erzählungen MANUELAS und INAs. Beim exemplifizierenden Erzählen passt ein so einfaches Erzählmuster wie das von Labov/Waletzky (1967), um eine These zu belegen (MANUELA); beim explorierenden Erzählen muss eine Textform erst

während des Erzählprozesses gefunden werden. Für eine solch einschneidende Erfahrung wie die der Wende stehe kein eingespieltes Deutungsverfahren zur Verfügung, jedenfalls nicht so wie eine Alltagserzählung für einen Planbruch in einer grundsätzlich geordneten Welt. Das explorative Vorgehen wird für die vielen Brüche in der Ereignisdarstellung, für die Erläuterungen, Reflexionen, expliziten Evaluationen, Rückgriffe in die Vergangenheit etc. verantwortlich gemacht. Unter dem Aspekt kognitiver Leistungen von Erzählungen wird auch die Forschung zitiert: "Erzählungen geben uns nichts Neues zu entdecken, weil sie nur auf der Basis altbekannter Erkenntnisse und (scheinbarer) Gesetzmäßigkeiten zustande kommen, diese also immer nur affirmieren können" (S.16f.), eine Position, der viele Erzählforscher heftig widersprechen dürften. Die Erzählungen von KIRA und ANNA kann man nicht "exemplifizierendes" Erzählen nennen, jedenfalls nicht in der gleichen Weise wie die Erzählung von MANUELA, die eine eingangs genannte These narrativ belegt. In beiden Erzählungen wird nichts als Beispiel für etwas abstrakt Begriffliches vorgeführt. Insofern scheint mir die Opposition zwischen 'exemplifizierend' und 'explorativ' nicht immer treffend.

In den Analysen werden oft interaktive Funktionen des Erzählens zugunsten der kognitiven vernachlässigt: Zu überlegen wäre, ob die zweite Bearbeitung des "heulkampfes" von INA und die langen Erklärungen für die "angst" von RUTH und für den "alpträum" von DOLLY nicht doch auch interaktiv, nämlich hörerorientiert gedeutet werden können. Auch für viele Ostdeutsche (die Interviewerinnen waren Ostdeutsche, was man aus Dittmar/Bredel erfährt) dürften diese negativen Gefühle erklärungsbedürftig sein; die Sprecherin könnte gemerkt haben, dass ihr positives Face auf dem Spiel steht. Bei DOLLYs Erklärung ihrer Verwirrung kommt hinzu, dass die Interviewerin die ganze Zeit über keine Hörersignale gibt, wie Bredel ausdrücklich hervorhebt (S.118). Ausbleibende Reaktionen von Hörerseite werden oft mit spezifizierenden Wiederholungen und verständnissichernden Erläuterungen beantwortet. Für interaktive Störungen wie für Bredels Interpretation der kognitiven Unbewältigtheit könnte sprechen, dass an Stellen, wo die Sprecherinnen begriffliche Kategorien suchen, sie auch auffällige Verzögerungen produzieren (INA S.51, Z.14-16; DOLLY S.116f., Z.26-29 und Z.60). Für Westdeutsche sind die geschilderten negativen Gefühlsreaktionen sehr überraschend; es wäre interessant gewesen zu erfahren, wie viele der interviewten OstberlinerInnen auf diese Weise reagiert haben.

Theoretisch weiterführend ist Bredels Exkurs zu den Formen der Stimmenvielfalt, ein Thema, das in den neunziger Jahren mehrfach behandelt wurde. Bredel erstellt eine vierteilige Klassifikation der Realisierung fremder Stimmen nach den Merkmalen 'Bezug auf die Sprecherquelle' und 'kontextuelle Integration' der fremden Stimme in den fremden dialogischen Kontext (S.99). Die Typen heißen "szenische Rede" (mit Sprecherzuweisung und Fremdkontext), "inszenierte Rede" (ohne Sprecherverweis, aber mit fremdem Kontext), "zitierte Rede" (zwar mit Quellenverweis, aber ohne fremden Kontext) und "dekontextualisierte Rede" (weder Quellenverweis noch fremder Kontext). Interessant sind auch "Äußerungsfusionen" (Bachtins 'hybride Konstruktionen', S.96), in denen der Erzähler auch in nicht zitierenden Teilen wie eine Figur seiner Erzählung formuliert. Stimmenvielfalt ist in vielen Alltagserzählungen ein geeignetes Mittel für Bewältigungsversuche des Planbruchs (durch innere Rede), für ironisches Erzählen und für Redewiedergaben in den Detaillierungsphasen von Konflikterzählungen. Bredel zeigt

sehr schön, wie kognitive und evaluative Widersprüche, die mit der Umbruchs-situation zusammenhängen, von den Ostberliner SprecherInnen durch intra- und interpersonale Polyphonie bearbeitet werden. Man hätte sich nur gewünscht, genauer beschrieben zu bekommen, ob Stimmenvielfalt auch durch prosodische Mittel oder durch Artikulationsweise und Stimmfärbung ausgedrückt werden.

II.

Das Buch von Dittmar/Bredel ist ein ganz anderer Typ wissenschaftlicher Publikation: der Versuch, linguistische Forschungen zum Sprachgebrauch von West- und OstberlinerInnen nach der Wende populärwissenschaftlich darzustellen. Ein wesentliches Mittel dazu ist die Metapher, vor allem die metaphorische Expansion bis hin zur Allegorie. BRD und DDR werden als "Zwillingsgeschwister" von "Mutter Deutschland" und "Vater Faschismus" vorgestellt, die ihre "Mitgiften" von den USA und der UdSSR bekommen haben (S.10f.).

Im zweiten Kapitel folgt - nun wieder mehr wissenschaftlich-sachlich - die Präsentation des Materials von 37 Interviews mit Ostberliner/innen und 38 Interviews mit Westberliner/innen (die meisten aus dem November 1993). Genauer als bei Bredel wird das Zustandekommen der Interviews beschrieben. Das Besondere war, dass Ostberliner Ostberliner und Westberliner Westberliner befragten. Vergleichbar nach Geschlecht, Alter und Beruf, stellten sich - wie zu erwarten - doch große Unterschiede bei der kognitiven und sprachlichen Verarbeitung der Wende heraus: Westberliner erfuhren die Öffnung der Mauer als Chance, als Erweiterung ihres Lebensraumes; Ostberliner erfuhren sie sehr viel mehr als Irritation und sogar als Bedrohung. Für Westberliner war es ein "Aufbruch", für die anderen ein "Umbruch". Für jene schuf die Situation die Rollen des Helfenden, des Gastgebers und des Verkäufers; für diese komplementär dazu die des Neulings, des Besuchers, des Käufers (S.33).

Bei den Gesprächseröffnungen gingen die Westberliner *medias in res* und formulierten sehr direkte Aufforderungen, während die Ostberliner oft sehr weit ausholten, um die Zwecke des Interviews zu erklären und die Gemeinsamkeit der neuen Erfahrungen als Gesprächsgrundlage zu etablieren. In einem Fall wurde mit gefühlvollen Worten eine vertrauensvoll-heimelige Atmosphäre geschaffen ("wunderschön wäre es wenn wir beide uns durch unser gespräch näherkommen + keiner ist eine insel + wir brauchen uns in dieser zeit", S.45). Im Westen wird die Situation also pragmatischer, geschäftsmäßiger eingeleitet; im Osten wird sie aufwändig hergestellt und zum Teil mit der gesellschaftlichen Aufgabe, die historische Erinnerung an die künftige Generation weiterzugeben, legitimiert.

Gestützt auf eine Hausarbeit von G. Pszolla folgt ein interessanter Abschnitt über die Verwendung typisch berlinerischer Dialektmerkmale im Osten und Westen der Stadt. Aufgrund einer Reihe von Faktoren (unter anderem ständiger Zuzug von Bundesrepublikanern nach Westberlin; Berlinisch als Prestigevarietät im Osten) sprechen die Ostberliner sehr viel häufiger die typischen Berliner Variablen (in *ick, jut, Arbeet, ooch, et*, S.50ff.).

Mit Umsetzungen in die Metaphorik des Kinos werden dann die unterschiedlichen narrativen Verarbeitungen des Umbruchs nach 1989 in West- und Ostberlin wiedergegeben. Die Ostberliner bringen vor dem "Hauptfilm" einen "Vorfilm"

mit den Erfahrungen in der DDR; ein Ostberliner Schulleiter scheitert daran, eine kohärente "Story" zu erzählen (Dittmar/Bredel nennen das "Kurzfilm"); viele schalten "Rückblenden" ein, um das angstausslösende Ereignis der Maueröffnung in den Griff zu bekommen. Andere filmische Techniken und Genres sind "Wiederholung" und "Horrorfilm" (Mutter verlässt Mann und Kind); wieder andere wie der "Essay" gehören in den Bereich schriftsprachlicher Gattungen. Die Westberliner drehen eher einen "Spielfilm" mit "Happy End" oder machen aus der Beobachterperspektive eine "Reportage". Wie weit tragen diese Metaphern? Wo werden sie brüchig? "Reportage" und "Rückblende", finde ich, passen zu den Textausschnitten; "Kurzfilm" suggeriert ein erhöhtes Durchkomponieren des Stoffes, das im Textbeispiel aber nicht gegeben ist; als "Szene" werden auch Textteile bezeichnet, die keine kohärente interaktive Handlungsstruktur mit Beginn, Kern und Auflösung haben (so in S.76, 3. bis 5. Szene; S.77, 1. "Szene" = Orientierung/Hintergrund; 2. "Szene" = ein narrativer Satz und aufwendige Reparatur, ein Skandalon fehlt; 3. "Szene": mentale Reaktion, innere Rede). Der mit "Essay" bezeichnete Text (S.78-80) passt zwar für die analysierende und reflektierende Art der Verarbeitung (die Narration konzentriert sich auf wenige Zeilen), aber die Metaphorik muss in den Bildbereich literarischer Genres wechseln.

Wie bei Bredel zeigen die Texte, wie schwierig es für Ostberliner selbst noch im Jahr 1993 war, die Nacht des 9. November in eine textliche Gestalt zu bringen. Die Erzählungen von den Grenzüberschreitungen nach Westberlin bringen über die auch bei Bredel analysierten Ausschnitte neue Beispiele für Weinausbrüche (teils aus Freude, teils aus Angst) und für "panische ängste" (S.92, Z.6). Die von Dittmar/Bredel interpretierten Formen der Bewältigung der Fremdheit als Handelnde (INA) versus Beobachterin (MARIA, S. 94ff.) kann ich jedoch nicht nachvollziehen: Beide erleben im Westen etwas Negatives, beide besinnen sich auf ihre moralischen beziehungsweise ästhetischen Grundwerte (Scham bei INA, die Feststellung gleicher Schmutzdelinquenz im Westen wie im Osten bei MARIA) und beide gewinnen in dieser mentalen Auseinandersetzung eine neue Selbstständigkeit. Dittmar/Bredel stellen die Erzählung MARIAs als repetitives Scheitern der von CHRISTIANE und LORE als einer Progression von unkontrollierter Emotion zu rational begründeter Aktion gegenüber. Auch das kann ich nicht so ganz nachvollziehen: CHRISTIANEs Textausschnitt zeigt keine Progression; sie paraphrasiert ihr Weinen, zuerst abschwächend, dann intensivierend; LORE vergleicht ihr Weinen bei einem früheren Besuch, das einen konkreten Anlass hatte und das ihr rational erklärlich erscheint, mit dem von 1989. Die Erfolgsgeschichte der Kinderärztin KIRA kennen wir aus Bredel; aber die anderen Textbeispiele sind für westliche Leser wieder sehr überraschend. Warnen möchte ich nur vor psychologischen Erklärungen wie die in einem Zitat von R. Kokemohr ("Das Scheitern [...] kann zur widerstandsabsorbierenden Zurichtung sperriger Erfahrungen führen. [...] Wir können nicht nur andere, sondern auch uns selbst täuschen" S.96f., bezogen auf MARIA; ähnlich auch S.103 zu den Zukunftsaussichten von KIRA). Dazu reichen die Texte nicht aus, und es ist auch nicht unsere Aufgabe als Linguisten, solche Wertungen implizierende Deutungen zu geben.

Eindrucksvoll ist das Kapitel über die gegenseitigen Stereotypen. Die Textausschnitte belegen, dass Westberliner mehr und fast nur negative Fremdstereotype haben (die Ostberliner sind unsicher, autoritätshörig, unselbstständig, unfreundlich, ausländerfeindlich, arbeitsscheu, selbstzerstörerisch, jammernd und schlechte

Autofahrer). Aus diesen Zuschreibungen ergeben sich unausgesprochen die antonymen positiven Selbstbewertungen. 'Kalt' und 'unnahbar' sind gegenseitige Fremdeinschätzungen. Nur die Ostdeutschen müssen mit negativen Stereotypen der Gegenseite fertig werden; auch dort, wo sie sich gegen diese Stereotype wehren, verfestigen sie sie implizit. Dittmar/Bredel interpretieren die Stereotype vor allem nach dem Grad ihrer Verfestigung. Interessant wäre es gewesen, auch die sprachlichen Formen, in denen Stereotype produziert werden, zu untersuchen. In erster Linie sind es generelle Urteile (auch metaphorisch: manche Westler sind "lästige Fliegen"), direkte und indirekte Zitate, generelle und konkrete Beispiele, Reflexionen und Argumentationen nach generellen Urteilen, aber beispielsweise keine Illustrationen als narrative Formen.

Problematisch und meiner Meinung nach überinterpretiert sind dann die Ausführungen zu bestimmten, von der geschriebenen Sprache aus gesehen normabweichenden Formulierungsweisen: Phrasen- und Satzkontamination, Reduktionen und Valenzabweichungen (S.146ff.). Zitate, in denen solche Formen von Ostsprechern vorkommen, seien im thematischen Zusammenhang von Arbeit(slosigkeit) und der Wende gesprochen worden. Erklärt werden sie mit Überlappungen alter Skripts durch neue, die offenbar noch nicht voll erworben seien, sodass von Interferenzerscheinungen gesprochen werden könne (S.151). Aber: die zitierten Beispiele (beispielsweise "dass auch für dich eh dieser beruf eh überhaupt nicht mehr ausführbar gemacht werden kann" von Dittmar/Bredel in seiner "richtigen" Form reformuliert als "dass du diesen beruf nicht mehr ausüben kannst, weil er nicht mehr existiert", S.149) sind normale Formen der gesprochenen Sprache; sie werden nicht korrigiert und sie finden sich auch bei Westsprechern (zum Beispiel Satzkontamination zusammen mit vielen Anacoluthen, S.124). Hier scheint mir die Intention, Ost-West-Unterschiede zu finden, wo keine sind, zu stark geworden zu sein. Anders wäre das bei Korrekturen von obsolet gewordenen Wörtern und Wendungen, weil sich hier ein kritisches Bewusstsein meldet.

Überzeugender ist die Behauptung der Zunahme von 'weil' + Verbzweitstellung bei jungen, in Westberlin arbeitenden OstberlinerInnen, da insgesamt der Westen häufiger als der Osten 'weil' als nebenordnende Konjunktion verwendet. Eine ähnliche Analyse zur Übernahme der Modalpartikel 'halt' bei jungen, *lifestyle*-orientierten Ostlern hat Dittmar in dem Sammelband von Auer/Hausendorf (2000) vorgelegt. Überzeugend finde ich auch die Beobachtungen zu den Pronomina *ich*, *du*, *wir* und *man*. Wie Peter Auer (in Auer/Hausendorf 2000, 166ff.) beobachten die Autoren, dass Ostler häufiger *man* statt *ich* sagen. Die narrativen Texte zeigen darüber hinaus systematische Wechsel zwischen den Pronomina bei der Heute-Damals-Deixis und bei Positiv-Negativ-Wertungen (*man* und *du* für Ereignisse vor dem Mauerfall und eher bei problematischen Inhalten; *ich/wir* für die Zeit nach dem Mauerfall und eher bei positiven Einschätzungen). Klar ist auch, dass die Ostler mehr als die Westler die Damals-Heute-Perspektive wechseln müssen. Die Ungewissheit der Lebenssituation der Ostberliner soll sich auch in Vagheitsindikatoren wie der Partikel *so* (*und so*, *oder so*) niederschlagen. Die *tokens* von *so* im zweiten Teil des Textes von S.185 sind jedoch nicht so referenzlos wie sie dargestellt werden; das siebenmalige *so* ist Indikator für eine Wortfindungsschwierigkeit, und die gehäuften *und/oder so* im Text S.186 fungieren als Gliederungssignale (wie bei manchen Sprechern das gehäuften Rückversicherungssignal *gell*).

Die beiden Bücher sind wertvolle Ergänzungen zu den inzwischen doch vielen Untersuchungen von Sprach-, Text- und Kommunikationsunterschieden zwischen den alten und neuen Ländern. Sie dokumentieren den Stand der frühen neunziger Jahre für Berlin, zeigen aber auch ansatzweise Anpassungsprozesse der Ostdeutschen an westdeutsche Kommunikationsgewohnheiten. Beide Bücher bringen eine Menge überraschender Einsichten und bieten gründliche Untersuchungen, wenn auch manchmal, scheint mir, der Wunsch, Unterschiede entdecken zu wollen, solche erst schafft. Das Buch von Dittmar/Bredel geht auch stilistisch neue Wege, um ein weites Publikum für linguistische Forschungen zu interessieren.

Literatur

- Auer, Peter / Hausendorf, Heiko (Hg.)(2000): Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen. Mikroanalytische Aspekte des sprachlichen und gesellschaftlichen Wandels in den Neuen Bundesländern. Tübingen: Niemeyer.
- Ehlich, Konrad (1983): Alltägliches Erzählen. In: Sanders, Willy / Wegenast, Klaus (Hg.), Erzählen für Kinder - Erzählen von Gott. Stuttgart: Klett, 128-150.
- Labov, William / Waletzky, Joshua (1967): Narrative Analysis: Oral Versions of Personal Experience. In: Helm, June (Hg.), Essays on the Verbal and Visual Arts. Seattle: University of Washington Press, 12-44.
- Quasthoff, Uta (1980): Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags. Tübingen: Narr.
- Rehbein, Jochen (1984): Beschreiben, Berichten und Erzählen. In: Ehlich, Konrad (Hg.): Erzählen in der Schule. Tübingen: Narr, 67-124.

Prof. Dr. Johannes Schwitalla
Universität Würzburg
Institut für deutsche Philologie
Am Hubland
D-97074 Würzburg
schwitalla@germanistik.uni-wuerzburg.de

Veröffentlicht am 1.9.2001

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.